

Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine
Herausgeber: Schweizer Heimatschutz
Band: 41 (1946)
Heft: 1: Heimatschutz und Muttersprache = Comment sauvegarder nos vieux langages

Artikel: Der Heimatschutz und unsere Mundarten
Autor: Ribl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-173260>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Heimatschutz und unsere Mundarten

Wüüd äinisch üsi Sprooch vergoo,
Müößt usem Härz mängs Würzli noo;
Mängs Würzli, wo drus s Schwyzergmüet
Isch chou wie s Bluoscht dur d Alpe.

Meinrad Lienert.

Die Schweiz. Vereinigung für Heimatschutz kennt in ihren Satzungen seit 1906 eine Bestimmung, die zur Pflege und Erhaltung unserer Mundarten aufruft, da offenbar die Gründer der Vereinigung schon erkannten, daß nicht nur die Schönheit des Landschaftsbildes und die Ehrwürdigkeit edler Bauten des Schutzes wert sind, sondern auch die Sprache, die auf unserem Boden gewachsen und geformt wurde und in ihrer Vielfalt den bewegten Ausdruck von Land und Leuten, ihrem Denken und Fühlen und nicht zuletzt ihrer Geschichte darstellt. Die Anschaulichkeit und Sachnähe der Mundart entspricht dem realistischen Sinn der Schweizer, der einfache Satzbau ihrer Nüchternheit. Unsere Sprache ist im guten Sinn konservativ und demokratisch. Wie wir keineswegs gewillt sind, die Sonderart und Sonderrechte der Gemeinden und Kantone einer Einheitsbürokratie aufzuopfern, so sollen die Mundarten ihre alten Unterschiede bewahren, wenn auch gewisse Ausgleichsmaßnahmen sich durchsetzen, seit aus dem lockern Ständebund ein Bundesstaat geworden ist und der wachsende Verkehr die Bevölkerung in früher kaum vorstellbarer Weise durcheinander rüttelte. Die natürliche Ungleichheit schafft im Leben des Trennenden soviel, daß der demokratische Zug unseres Sprachlebens, wo der Hochschulprofessor wie der Bauer, der Bankdirektor und Geschäftsführer wie der Arbeiter und Handwerker Dialekt spricht, als verbindendes und ausgleichendes soziales Element nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. «Mer verstönd enand, me mues sich nur s Wort nid vergönne...»

«§ 1. d) Erhaltung der heimischen Gebräuche und Trachten, Mundarten und Volkslieder», heißt es in den Satzungen des Heimatschutz. Offenbar erschienen jedoch die andern Aufgaben als dringender oder doch verlockender; denn als Vereinigung hat der Heimatschutz bisher noch nicht eben viel zur Erhaltung der Mundarten getan, wenn auch viele seiner Mitglieder zu den überzeugten Förderern dieses heimischen Gutes gehören und an ihrem Platze treulich zu seiner gerechten Wertung beitragen.

Aber ist es denn überhaupt nötig und wünschenswert, sich um die Erhaltung der Dialekte zu bemühen? Wer sich einen wachen Sprachsinn bewahrte, weiß, daß es nicht zum Besten steht mit der Muttersprache, daß sie verflacht und immer mehr fremdes Gut aus der Schriftsprache aufnimmt. Das ist kein Wunder, wenn man bedenkt, daß unsere Schulen sich fast ausschließlich der Pflege der Schriftsprache widmen, daß wir fast nur Schriftdeutsches lesen, daß uns die offiziellen Stellen, die militärischen Kommandos, das Radio fast nur schriftdeutsch ansprechen, daß Predigten in der landesüblichen Umgangssprache nahezu der Vergangenheit an-

gehören usw. Selbst in Vereinssitzungen glaubt man, den Dialekt meiden zu müssen, von den Festansprachen gar nicht zu reden, die, bis auf ein paar rühmliche Ausnahmen, ein besonders trübes Kapitel bilden. Auch viele unserer Ortsnamen wurden sprach- und sinnwidrig verhochdeutsch, wiewohl man von den ärgsten Auswüchsen wie «Wädensweil» usw. wieder abgekommen ist. Noch immer heißt es indessen statt «Maartel» Marthalen auf unseren Karten und «Chalcheren» wurde zu «Kalchrain» umgedeutet. Ein Glück, daß sich die Landestopographie nicht scheute, jüngst einen Sprachkundigen mit der Übertragung der echten Formen wenigstens der Flurnamen auf die neuen Karten zu betreuen. Nicht gerade spracherhaltend wirkt es auch, daß die Beamten in der Eisenbahn, auf den Schiffen und sogar im Tram nach obrigkeitlicher Vorschrift den Dialekt meiden sollen — ohne daß dafür gesorgt wird, daß sie ein ordentliches Schriftdeutsch sprechen. Wenn es z. B. im Züritram tönt «nach vorn ufschließe», kommt jedem Schriftsprachkundigen ein mitleidiges oder mißbilligendes Lächeln, und er muß sich sagen, daß er «fürelaufe!» oder das gemütliche «Gönd doch au i d Stuben ine!» ebenso gut verstünde. Schließlich wird in Genf oder in Lugano die eigene Sprache auch nicht verleugnet, einzig der anderssprachigen Gäste wegen.

Gewiß, jede Sprache wandelt sich und nimmt neues Gut auf; dies hat jedoch nach eigenen Gesetzen zu geschehen und soll nicht bis zum Verlust des eigenen Charakters führen. Unser Deutsch ist älter und ehrwürdiger als die Schriftsprache, die ihre eigene Würde und Aufgabe hat. Unsere Muttersprache ist mitbestimmt durch die keltisch-romanische Grundlage, auf der sie erwachsen ist, und durch die eigenen sozialen und politischen Verhältnisse in einem vom Reich längst geschiedenen Staat. Bei der Sprache handelt es sich um Geistiges und Seelisches, und in diesem Fall kann nicht von Naturgesetzen die Rede sein, die keinen Einhalt und keine Umkehr dulden. Geistesgeschichtliche Vorgänge stehen dem berichtigenden Einfluß des freien Willens offen; die Rätoromanen wie die Katalanen haben uns gezeigt, wie alte Sprachen bei bewußter Pflege neu zu Kraft kommen.

Das Wichtigste ist, daß wir uns des Wertes unseres Dialektes bewußt werden und uns seiner nicht schämen. Es ist ebenso unvernünftig wie wissenschaftlich unhaltbar, zu glauben, die Schriftsprache sei allein «gut deutsch», und die Mundart sei weiter nichts als eine verderbte Form davon. Es wären viele Namen von einsichtigen Männern zu nennen, die sich der Eigenart und Schönheit unserer Sprache bewußt waren; denken wir nur z. B. an Zwingli und sein Bibeldeutsch, das er Luthers Sprache entgegenstellte, und an J. J. Bodmer, der einst den Traum hegte, wir könnten eine eigene Schriftsprache gewinnen gleich den Holländern. — Das 19. Jahrhundert schenkte uns neben gewichtigen Anfängen der Mundartdichtung die wissenschaftliche Erfassung unseres sprachlichen Reichtums. Franz-Joseph Stalders «Versuch eines Schweizerischen Idiotikon» von 1806 bis 1812 bildet den leuchtenden Anfang, dem 1837 Titus Toblers «Appenzellischer Sprachschatz» und 1876 Jost Winteler's «Kerenzer Mundart» folgte, die allererste und richtungweisende Darstellung einer lokalen Mundart überhaupt. Friedrich Staub und Ludwig Tobler begründeten das «Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache» (Schweiz. Idiotikon), dessen erster Band 1881 erschien, und das unter der Leitung des unvergessenen Albert Bachmann zum großartigsten Werk seiner Art wurde, ergänzt durch die «Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik», die hoffentlich weitergeführt werden, wie das

Idiotikon unter Otto Gröger und seinem Mitarbeiterstab wacker voranschreitet und nunmehr bereits im 11. Band steht. Heinrich Baumgartner, der nur noch die Vorarbeiten mitbestimmen konnte, und Rudolf Hotzenköcherle, werden ihm den «Deutschschweizerischen Sprachatlas» zur Seite stellen, der einst einen wohlbegründeten Überblick über die geographische Gliederung unserer Mundarten vermitteln kann, während das von E. Dieth geleitete Phonogrammarchiv der Universität Zürich den wahren Klang aufbewahrt und auf seinen Platten wohlkonserviert in alle Welt trägt.

Die Begründer des Idiotikon gingen seinerzeit mit stiller Resignation an ihr Werk, da sie vom nahe bevorstehenden Untergang des Schweizerdeutsch überzeugt waren, jedoch mit edlem Eifer der Nachwelt wenigstens in einem Sammelwerk das Absterbende erhalten wollten. Gerade das Idiotikon aber zeigte immer wieder, wie Unschätzbare wir mit unsern Dialekten verlieren würden, und regte auch die Mundartdichter mächtig an. Die wissenschaftliche Bestandesaufnahme und Erforschung bildet die eigentliche Grundlage der praktischen Bemühungen um die Sprach-erhaltung, kann aber die letztere nicht ersetzen. Praktisch ist indessen über lange Zeit so gut wie nichts geschehen, obwohl von Zeit zu Zeit Mahner auf den möglichen Verlust der eigenen Sprache hinwiesen. Schon als Student machte Albert Bachmann 1884 seine Zofinger Kommilitonen auf die Schönheit der Mundart aufmerksam; 1901 gab Ernst Tappolet einen Überblick «Über den Stand der Mundart in der deutschen und französischen Schweiz». Höchste Verdienste, besonders um die Mundart des Bernbiet, erwarb sich Otto von Greyerz, der die Rettung darin sah, daß ein jeder Schriftsprache und Dialekt scharf trenne und rein spreche. «Nichts ist so geeignet, uns vom Dünkel unserer schriftsprachlichen Überlegenheit zu befreien als der Umgang mit Menschen, die in ihrer schlichten Art wahr und treffend sagen, was sie denken und was wir vielleicht auch denken, aber gelehrter ausdrücken. Es liegt eine Ursprünglichkeit, Kraft und Frische in der echten Mundart, die man in der Schriftsprache selten findet. Das verdankt sie ihrer mündlichen, nie vom Leben losgelösten Überlieferung.» Nicht vergessen sei August Steigers Schrift «Was können wir für unser Schweizerdeutsch tun?» von 1924 und H. R. Schmidts «Schwyzerdütsch» von 1934. Den wahren Weckruf aber ließ der große Romanist von Planta im Sommer 1931 in der NZZ erscheinen.

Dann kam die Zeit, da die Bedrohung vom Norden immer deutlicher wurde und mit der Selbstbesinnung auch die Besinnung auf die eigene Sprache zunahm. Emil Baer kann das Verdienst nicht abgesprochen werden, das Interesse der breiten Öffentlichkeit wachgerufen zu haben. Jedoch verkannte er nicht nur den politischen Eigenwillen, sondern auch die sprachliche Eigenart der deutschen Schweiz; seine «Sprachbiwegig», die ein einheitliches «Alemannisch» anstrebte, hätte zu einer gefährlichen Ausebnung der Mundarten geführt und damit dem Allerweltsdeutsch erst recht Tür und Tor geöffnet (vgl. «Alemannisch, die Achtung der eidgenössischen Seele.» 1936).

Eugen Dieth und Adolf Guggenbühl erkannten mit einer Schar Gleichgesinnter diese Gefahr und gründeten am 15. Mai 1938 den Bund zur Pflege der schweizerdeutschen Dialekte «Schwyzertütsch». Die einzelnen Mundarten sollen in ihrem Bestand erhalten und gekräftigt werden. Eine Sprachstelle, die ihren Sitz im Heimethaus an der Uraniabrücke in Zürich hat, beobachtet, unterstützt und fördert alle Bestrebungen zur Hebung des Ansehens der Mundarten und ihrer Reinerhaltung.

Diese Sprachstelle steht auch der Öffentlichkeit für Auskünfte über Mundartfragen jeder Art zur Verfügung, bereinigt Manuskripte und Reklametexte und fördert die Mundartliteratur wie sie kann. Sie veranstaltet auch Sprachkurse für Schwyzertütsch. Diese Schwyzertütschschuel, die ursprünglich in der deutschen Schweiz berufstätigen anderssprachigen Eidgenossen dienen wollte, erhielt durch den Krieg und seine Folgen einen großen Aufgabenzuwachs, indem sie die sprachliche Umschulung von Rückwanderern an die Hand nehmen und ihnen so das Heimischwerden erleichtern konnte. Vor allem aber will der Bund Schwyzertütsch den Sinn des ganzen Volkes für die angestammte Sprache wachhalten. Er hat bereits, zum Teil in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia, deren Wohlwollen und Unterstützung er dankbar genießt, eine Reihe von aufklärenden Schriften angeregt und herausgegeben. So sorgte er für die Verbreitung von Eugen Dieths Vortrag «Die kulturpolitische Bedeutung der schweizerischen Mundarten», Traugott Meyers «Heimetschutz und Muetersprooch», Georg Thürers «Wesen und Würde der Mundart», regte Traugott Vogels «Vaterland und Muttersprache» an und freut sich über Ernst Schürchs «Häb Sorg zum Schwyzerdütsch». Seine bescheidenen Mittel verhindern ihn, eine eigene Zeitschrift herauszugeben, so daß seine Mitglieder gern an Dr. Georg Schmid (Fryburg) «Schwyzerlüt» mitarbeiten. — Soll indessen Entscheidendes für die Mundart geschehen, so muß es durch das Elternhaus und vor allem durch die Schule geschehen. Gemeinsam mit der Pro Helvetia bemüht sich der Bund Schwyzertütsch die für die Erziehung verantwortlichen Behörden für die Erkenntnis zu gewinnen, daß wir es unserer Sprache wie der Schriftsprache schuldig sind, beide rein und unverfälscht zu vermitteln, und daß wir dieses Ziel nur dadurch erreichen können, daß wir den Kindern zuerst einmal ihre Muttersprache zu erwerben und zu festigen helfen. Dafür hat Traugott Vogel eine entzückende Mundartfibel mit Versen von Rudolf Hägni verfaßt, und als großer Wurf soll im nächsten Herbst als erste praktische Grammatik auf wissenschaftlicher Grundlage Prof. Dr. Albert Webers «Züritütsch» erscheinen, ein Handbuch, dem hoffentlich bald andere aus weitem Dialektgebieten sowie die entsprechenden handlichen Wörterbücher folgen werden.

Das wäre, knapp gesagt, die Arbeit der Zentralstelle des Bundes Schwyzertütsch, über der die sehr verdienstliche Vortragstätigkeit der Ortsgruppen nicht vergessen werden darf. Doch können wir hier darauf des Nähern nicht eingehen.

Der Bund Schwyzertütsch ist gleichsam ein selbständig gewordener Zweig der Schweiz. Vereinigung für Heimatschutz und genießt mit seiner Sprachstelle Gastrecht am Zentralsitz der älteren und umfassenden Vereinigung. So wenig wie er als erster auf die Notwendigkeit der Erhaltung unserer Mundarten aufmerksam machte, so wenig möchte er dafür das Monopol in Anspruch nehmen, und freut sich über die Mitarbeit aller an diesem vaterländischen Werk. Sehr zu Unrecht wurde dem Heimatschutz hie und da vorgeworfen, er suche vornehmlich Ruinen zu erhalten und Abgestorbenes zu künstlichem Leben zu erwecken. Unsere Mundarten sind ein Baum in vollem Blust, auch wenn er einige dürre Äste zeigt und da und dort Moos ansetzte. Wir wollen ihn deshalb mit nicht weniger Liebe und Verständnis hegen, und sind glücklich, dabei mit dem Heimatschutz zusammenarbeiten zu dürfen. Auch die dünnen Äste sind noch nicht alle abgestorben, und bei sorgsamer Pflege läßt sich noch da und dort, z. B. im Greyerzerland, im Berner Jura und im Wallis ein frisches Reis erhalten und zum Blühen bringen.

Adolf Ribi.